

GLENN BECK



Der
WEIHNACHTS
PULLOVER

Weltbild

Eine Geschichte für die ganze Familie

Sehnlich wünscht sich der zwölfjährige Eddie ein Fahrrad zu Weihnachten. Doch das Geld ist knapp, und unter dem Weihnachtsbaum liegt nur ein selbstgestrickter Pullover von seiner Mutter.

Eddie wirft sich zornig aufs Bett. Ein reicher Junge, sein bescheidener Großvater und ein geheimnisvoller Nachbar begleiten Eddie auf einer Traumreise voller Ausflüchte, Notlügen und Trotz. Doch am Ende versteht Eddie, was er an einem Pullover hat, der voller Liebe gestrickt wurde. Und dann wartet noch ein Geschenk auf ihn.

Dieses Buch wärmt noch lange, nachdem man es zugeklappt hat. Die ideale Lektüre für Adventsabende bei Kerzenschein.

Glenn Beck

Der Weihnachtspullover

Roman

Aus dem Amerikanischen von Angelika Naujokat

Weltbild

Der Autor

Glenn Beck ist ein amerikanischer Radiomoderator und Autor mehrerer New-York-Times-Bestseller.

Mehr über Glenn Beck erfahren Sie auf: www.glennbeck.com.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Christmas Sweater.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Mercury Radio Arts, Inc.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Hoffmann und Campe Verlag,
Hamburg

Übersetzung: Angelika Naujokat

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-354-9

Für meine Kinder Mary, Hannah, Raphe und Cheyenne

Vergesst niemals, woher wir kamen, wie wir hierher gelangten und wer uns in die Wärme des Sonnenscheins geführt hat.



Wie alles ein Ende findet ...

Der Weihnachtspullover lag viele Jahre im obersten Fach meines Kleiderschranks.

Er passte mir schon seit einer halben Ewigkeit nicht mehr, und wenn ich früher nicht so oft umgezogen wäre, hätte ich ihn wohl nie wieder hervorgeholt. Trotzdem wäre mir nicht im Traum eingefallen, ihn wegzugeben. Ich faltete ihn bei jedem Umzug vorsichtig in einen Umzugskarton und beförderte ihn in mein neues Heim, um ihn dort wieder in sein Fach zu legen, ohne ihn jemals zu tragen.

Egal wie viel Zeit auch verstrich, der bloße Anblick des Pullovers löste bei mir immer eine heftige Gefühlsaufwallung aus. In seiner Wolle waren Splitter meiner kindlichen Unschuld gefangen – mein größter Kummer, meine größten Ängste, Hoffnungen, Enttäuschungen und mit der Zeit auch meine größte Freude.

Anfangs schrieb ich diese Geschichte in der Absicht, nur meine Familie an ihr teilhaben zu lassen. Aber während des Schreibens geschah etwas, und die Geschichte übernahm die Führung. Es gibt Dinge, die ich jahrelang zu vergessen versucht habe – was mir schließlich auch zu gelingen schien. Doch diese Dinge, die eigentlich niemals ein anderer Mensch erfahren sollte, sprudelten mit einem Mal aus mir heraus. Es war fast so, als wollte der Pullover, dass seine Geschichte erzählt wird. Vielleicht hatte er lange genug still in seinem Schrankfach gelegen.

Es hat dreißig Jahre gedauert, bis ich es fertigbrachte, diese Geschichte mit jemandem zu teilen. Und vermutlich wird es den Rest meines Lebens dauern, bis ich sie in ihrer ganzen Bedeutung und der ihr innewohnenden Kraft völlig verstanden habe. Einige der Namen und Geschehnisse mögen verändert worden sein, aber die folgende Geschichte ist im Wesentlichen die Geschichte des wichtigsten Weihnachtsfestes meines Lebens.

Im Sinne dieser gesegneten Zeit möchte ich diese Geschichte als ein Geschenk für Sie mit Ihnen teilen. Möge sie Ihnen und Ihren Lieben die gleiche Freude bereiten, die sie mir bereitet hat.

John



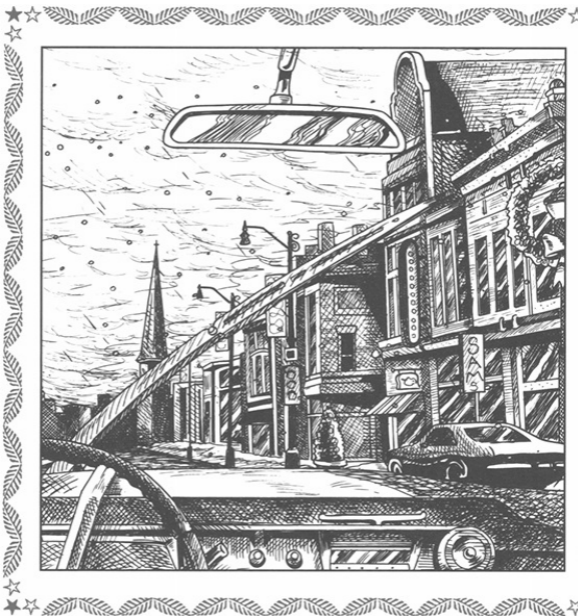
Eddies Gebet

Lieber Gott, ich weiß, dass es schon eine ganze Weile her ist, seit ich mich das letzte Mal an dich gewandt habe. Nach allem, was geschehen ist, wusste ich nicht so recht, was ich sagen sollte.

Mom erklärt mir ständig, dass du über uns wachst – auch in schweren Zeiten. Irgendwie glaube ich ihr das ja, aber manchmal fällt es mir schwer zu verstehen, warum du zugelassen hast, dass uns all diese schlimmen Dinge passiert sind.

Ich weiß, dass Mom hart arbeitet und dass das Geld knapp ist, aber könnte ich bitte dieses Jahr zu Weihnachten ein Fahrrad bekommen, lieber Gott, dann wäre das Ganze nicht mehr so furchtbar schlimm. Ich werde auch alles tun, um dir zu beweisen, dass ich es verdient habe. Ich werde in die Kirche gehen. Ich werde fleißig lernen. Ich werde Mom ein guter Sohn sein.

Ich werde es mir verdienen, das verspreche ich dir.



Kapitel 1

Die Scheibenwischer schnitten Halbkreise in den Schnee auf der Windschutzscheibe. Das ist guter Schnee, dachte ich und rutschte nach vorn, um mein Kinn auf den kunstlederbezogenen Vordersitz zu legen.

»Lehn dich zurück, mein Schatz«, befahl meine Mutter Mary mit sanfter, aber nachdrücklicher Stimme. Sie war erst neununddreißig, aber ihre erschöpft dreinblickenden Augen und die grauen Strähnen in ihrem kohlrabenschwarzen Haar ließen die meisten Leute glauben, dass sie viel älter sei. Wenn man das Alter anhand der Dinge bestimmte, die einem Menschen in seinem Leben zugestoßen waren, hätten sie wohl recht gehabt.

»Aber Mom, wenn ich mich zurücklehne, dann kann ich den Schnee doch nicht sehen!«

»Na schön. Aber nur bis zur Tankstelle.«

Ich rutschte noch weiter nach vorn und platzierte meine ausgelatschten Keds auf der Schwelle, die mitten durch unseren alten Ford Pinto Kombi lief. Ich war mager und groß für mein Alter, was bedeutete, dass ich meine Knie dabei gegen die Brust drücken musste. Mom behauptete, es sei sicherer auf dem Rücksitz, aber tief in meinem Inneren wusste ich, dass es dabei nicht wirklich um meine Sicherheit ging, sondern dass das Radio der Grund war. Ich spielte ständig daran herum, drehte am Einstellrad und wechselte von ihrem langweiligen Sender, der andauernd nur Perry Como spielte, zu einem, der richtige Musik brachte.

Während wir weiter Richtung Tankstelle fuhren, konnte ich durch den Schnee ins Stadtzentrum von Mount Vernon hineinblicken. Unzählige Punkte roter und grüner Weihnachtsbeleuchtung säumten die Main Street. Heiße Sommertage im Bundesstaat Washington waren zwar selten, aber wenn sie vorkamen, dann schienen die mit Lichterketten behängten Laternenmasten fehl am Platz. Die Beleuchtung hing dort in einer Art Sommerschlaf, bis sie irgendein Arbeiter im Auftrag der Stadt wieder einstöpselte, wenn die Zeit gekommen war, und die Glühbirnen, die nicht aufwachen wollten, austauschte. Doch jetzt im Dezember verbreiteten die Lichter ihren Zauber und erfüllten

uns Kinder mit Vorfreude auf das Weihnachtsfest.

In diesem Jahr sah ich dem Fest allerdings eher mit einer ängstlichen Gespanntheit als mit Vorfreude entgegen. Ich wollte, dass dieses Jahr Weihnachten endlich wieder so war, wie ich es von früher kannte. Am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages war unser Haus immer erfüllt gewesen von Lachen und heiteren Gesichtern, und es gab schöne Geschenke auszupacken. Aber vor drei Jahren war mein Vater gestorben, und es kam mir so vor, als sei Weihnachten mit ihm gestorben.

Vor seinem Tod hatte ich nie einen Gedanken an unsere finanzielle Situation verschwendet. Wir waren weder reich noch arm. Wir hatten ein hübsches Haus in einer netten Wohngegend, es gab jeden Abend ein warmes Essen, und in dem Sommer, als ich fünf Jahre alt war, flogen wir sogar einmal nach Disneyland. Ich erinnere mich noch daran, wie ich mich für den Flug feingemacht habe. Der einzige andere Urlaub, an den ich mich noch erinnere, war der, den wir einige Jahre später in Birch Bay verbrachten – was exotischer klingt, als es war, denn es handelte sich in Wirklichkeit um einen Steinstrand nur eine Autostunde von daheim entfernt.

Damals fehlte es uns an nichts – außer vielleicht an etwas mehr Zeit füreinander.

Mein Vater kaufte die City Bakery, als ich noch klein war. Die Bäckerei existierte schon seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in der Stadt. Er hatte einen langen Arbeitstag, verließ das Haus jeden Morgen vor Sonnenaufgang, eine ganze Weile bevor ich aufstand. Meine Mutter brachte mich zur Schule, kümmerte sich kurz um den Haushalt, stellte die Waschmaschine an und stand meinem Vater dann für den Rest des Tages in der Bäckerei zur Seite.

Nach der Schule ging ich zu Fuß zur Bäckerei, um meinen Eltern zu helfen. An manchen Tagen benötigte ich für die Strecke weniger als eine halbe Stunde, aber für gewöhnlich war ich viel länger unterwegs. Ich blieb oft am Rande des Stadtzentrums mitten auf der Brücke stehen, die über den I-5 Freeway führte, und sah zu, wie die Autos und die Lkws darunter hindurchrasten. Es standen immer eine Menge Kinder dort und spuckten auf die Fahrbahnen herab in der Hoffnung, einen

Wagen zu treffen. Aber so ein Kind war ich nicht. Ich stellte mir lediglich vor, wie ich dort herabspuckte.

Ich beschwerte mich häufig darüber, dass ich so oft in der Bäckerei sein musste – ganz besonders, wenn mir mein Dad auftrag, Töpfe und Schüsseln zu spülen –, aber insgeheim fand ich es toll, ihm bei der Arbeit zuzusehen. Für andere war er vielleicht nur ein Bäcker, aber in meinen Augen war er ein Künstler, eine Art Bildhauer, der statt Stein und Meißel Teig und Rührstab benutzte, aber am Ende immer ein Meisterwerk zustande brachte.

Dad und mein Onkel Bob waren in der Bäckerei ihres Vaters in die Lehre gegangen, als sie in meinem Alter waren. Sie hatten sich Schürzen umgebunden und eine scheinbar nicht enden wollende Reihe von Töpfen und Schüsseln gespült und nach der Schule Rezepte auswendig gelernt. Im Falle meines Vaters dauerte es nicht lange, bis der Lehrling fähiger war als der Meister.

Dad hatte einfach den Dreh heraus, wenn es ums Backen ging. Er war der Einzige in der Familie, der seinen Rezepten Leben einzuhauchen vermochte. Es dauerte nicht lange, und die Brote und Kuchen aus der City Bakery galten als die besten der ganzen Stadt. Dad liebte seine Kreationen beinahe so sehr wie seine Familie.

Die Samstage waren immer etwas Besonderes, denn an diesen Tagen verbrachte mein Vater den größten Teil der Zeit damit, Kuchen zu glasieren und zu verzieren. Nicht ganz zufällig waren dies die Tage, an denen ich am liebsten mit ihm zusammenarbeitete. Nun ja, zusammenarbeiten war vielleicht ein wenig übertrieben. Ich hatte mit dem Backen nicht viel zu tun. Er erlaubte mir lediglich, das Brot aus dem Gärschrank zu nehmen, nachdem es aufgegangen war – aber ich beobachtete ihn sehr genau und nutzte so oft wie es ging die Vorteile meiner Stellung als »offizieller Glasur-Vorkoster«.

Obwohl Dad ständig versuchte, mir seine Rezepte beizubringen, schaffte ich es nicht einmal, sie mir richtig aufzuschreiben. Schuld daran war Moms Ansicht nach, dass ich das Konzentrationsvermögen einer Mücke besaß, aber ich wusste, dass ich einfach lieber aß als backte. Ich habe mich nie für den Bäckerberuf interessiert. Es war mir zu viel Arbeit, und man musste zu früh aufstehen. Aber Dad gab niemals die Hoffnung

auf, dass ich meine Meinung irgendwann einmal ändern würde.

Er machte es sich zur Aufgabe, mir beizubringen, wie man Plätzchen backt, aber schon sehr bald, nachdem er mir die Verantwortung für den Teig und den Mixer übertragen hatte, wurde ihm bewusst, dass dies ein Fehler gewesen war. Ein großer Fehler. Wenn er mich nur noch ein paar Minuten länger mit dem Teig allein gelassen hätte, wäre nicht mehr genug zum Backen übrig geblieben. Danach änderte Dad klugerweise seine Taktik und ging von praktischen Übungen zu Frage- und Antwortspielen über. Er zeigte mir, wie man einen ganzen Schwung Schokoladenkuchen fabrizierte, fragte dann das Rezept ab und warf mir Mehl ins Gesicht, wenn ich eine Zutat nannte, die in einem Kuchen nichts zu suchen hatte. Wie zum Beispiel Fleisch.

Eines Tages, mitten in einem Apfelstrudel-Quiz, kam Dads Kassiererin (meine Mutter) nach hinten in die Backstube, um ihn zu fragen, ob er sich um eine Kundin kümmern könnte. Das war nichts Außergewöhnliches, denn Dad ging gelegentlich nach vorn – meist nachmittags, während die Ofen abkühlten und meine Mom ihren täglichen Gang zur Bank erledigte. Ich glaube, es war insgeheim eine seiner Lieblingszeiten am Tag. Er war ein geselliger Mensch und blickte nur zu gern in die Gesichter seiner Kunden, wenn sie von seinen neuesten Kreationen kosteten.

An diesem Tag sah ich zu, wie Dad Mrs. Olsen begrüßte, eine Frau, die mir der älteste Mensch der ganzen Stadt zu sein schien. Sie war eine Stammkundin. Es war mir schon früher aufgefallen, dass sich meine Mum immer Zeit nahm, wenn sie Mrs. Olsen bediente, und sich ihre Geschichten anhörte. Sie glaubte wohl, dass sie einsam war. Dad behandelte sie mit dem gleichen Respekt. Er lächelte freundlich, wenn er mit ihr sprach, und ich bemerkte, wie sich auch auf ihrem Gesicht der Anflug eines kleinen Lächelns ausbreitete. Dad hatte diese Wirkung auf viele Menschen.

Mrs. Olsen hatte eigentlich nur einen Laib Brot kaufen wollen, aber Dad verbrachte geschlagene fünf Minuten mit dem Versuch, sie noch zu etwas anderem zu überreden – von Cremeschnitten bis Schokoladenkuchen. Obwohl sie hartnäckig ablehnte, bestand mein Vater darauf und sagte, es gehe auf seine Rechnung. Schließlich gab sie

von einem Ohr zum anderen lächelnd nach und erklärte, dass dies sehr freundlich von ihm sei. Ich weiß es noch so genau, weil ich damals dachte, wie schlicht und doch zutreffend diese Aussage war, denn mein Dad war wirklich ein freundlicher Mensch.

Nachdem das Brot eingetütet und ihre kostenlosen Naschereien in eine Schachtel gepackt worden waren, griff Mrs. Olsen in ihr Portemonnaie und zog daraus eine Sorte Geld hervor, wie ich sie noch niemals zuvor gesehen hatte. Soweit ich das beurteilen konnte, war es gar kein richtiges Geld. Es sah eher aus wie Coupons – bloß dass wir in der Bäckerei keine Coupons ausgaben. Als sie sich zum Gehen wandte, begann mein Herz zu rasen. War mein Dad etwa gerade vor meinen Augen betrogen worden? Die Bäckerei sorgte für unser Einkommen (und, was viel wichtiger war, für meine Geschenke). Ich schlich mich an meinen Vater heran, der an der Kasse stand, und flüsterte, ohne darüber nachzudenken, dass unsere Kundin mich vielleicht noch hören könnte: »Dad, das ist gar kein richtiges Geld.«

Mrs. Olsen blieb wie angewurzelt stehen und sah meinen Vater an. Der wiederum warf mir einen zornigen Blick zu und sagte: »Eddie, geh bitte auf der Stelle nach hinten.« Seine Stimme hatte eine gewisse Schärfe, die keinen Widerspruch duldet. Dann nickte er Mrs. Olsen verständnisvoll lächelnd zu, und sie drehte sich um und trat zur Tür hinaus. Mir wurde klar, dass ich in Schwierigkeiten steckte.

Als ich die Backstube durch den Durchgang betrat, fühlte sich mein Gesicht heißer an als der Ofen, vor dem ich nun stand.

»Eddie, ich weiß, dass es nicht deine Absicht war, aber hast du eine Vorstellung davon, wie peinlich das gerade für Mrs. Olsen gewesen ist?«

»Nein«, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

»Eddie, Mrs. Olsen ist eine gute Kundin von uns. Ihr Mann ist vor einem Jahr gestorben, und sie hat es sehr schwer, über die Runden zu kommen. Du hast vollkommen recht, sie hat mir kein Geld gegeben, aber die Menschen, die darauf angewiesen sind, verwenden es wie Geld. Man nennt es Lebensmittelmarken. Unsere Regierung hilft Mrs. Olsen damit, Lebensmittel zu kaufen, bis sie wieder auf die Beine gekommen ist. Wir reden in ihrer Gegenwart nicht darüber, weil es ihr unangenehm ist, andere um Hilfe bitten zu müssen.«